

losigkeit und ideologischen Verhärtung werden kann. Und wenn die USA zum Opfer ihrer inneren Konflikte werden, dann werden auch andere Staaten und Gesellschaften zu Opfern, weil es sich bei Gesellschaften, die wie kommunizierende Gefäße miteinander verbunden sind, so verhalten muß.

Die Projektion einer diffusen Zukunftserwartung auf eine irgendwie geartete „neue Zeit“ jenseits des Jahres 2000 hält gerade noch für einen kurzen Moment. Für die Wahlkämpfe

des Jahres 2000 und für ein paar aufwendige Börsenprospekte einiger Großfirmen, die zu noch gigantischeren Firmen fusionieren, mag das gerade noch reichen. Auch die unerklärte Tötungsepidemie an den High Schools mag noch einmal hinter dem immer mehr suspekt werdenden Jahr-2000-Motiv zurücktreten. Aber die Zeit ist knapp geworden bis zu jenem schlimmen Tag, an dem alle merken werden, daß die „Kultur des Todes“ die amerikanische Welt auch im neuen Jahrhundert dominieren wird. *Hermann Vogt*

Das Christentum entdecken

Hans Maier über Konfessionen und Ökumene

Am 7. Mai erhielt Hans Maier, Inhaber des Münchner „Guardini-Lehrstuhls“ für christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie, den Romano-Guardini-Preis der Katholischen Akademie in Bayern. Wir veröffentlichen – leicht gekürzt – seine Rede bei der Preisverleihung: Sie ist ein biographisch getönter Blick auf das Christentum in seiner konfessionellen Vielfalt und die Chancen der Ökumene.

Das Christentum *entdecken* – muß man das denn erst? Blüht es etwa im Verborgenen, im Geheimen? Das wäre doch merkwürdig bei einer Weltreligion von rund zwei Milliarden Menschen (alle Konfessionen zusammengenommen), die in sämtlichen Weltteilen anzutreffen ist. Nein, unbekannt ist das Christentum wahrhaftig nicht. Dennoch muß man es immer wieder neu entdecken wie einen fremden Kontinent. Ich bin geboren in einer katholischen Familie, aufgewachsen in einer überwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, katholischen Umgebung. Ich hatte also das, was man eine „katholische Kindheit“ nennt – heute ja ein richtiges Literatur-Genre mit nostalgischen oder traumatischen Zügen. Am Weißen Sonntag 1942 ging ich im Freiburger Münster zur Erstkommunion. Ministrant wurde ich in Maria-Hilf, in einer neubarocken Kirche mit unzähligen Engeln in Weiß und Gold. Damals mußte ein Ministrant noch eine Menge Latein auswendig können, ein ganzes Zaumzeug lateinischer Reden wurde ihm angelegt, ehe er zu den Altarstufen traben durfte, zu Leuchtern und Schellen, Schiffchen und Weihrauchfaß. Während wir „Kleinen“ in roten Röcken am Altar herumstolperten und lateinisch radebrechten, während wir „Quia tu es“, „Et cum spiritu tuo“ und „Suscipiat“ auswendig lernten, Wasser und Wein einschenkten und zur Wandlung läuteten, hatten die Älteren im schwarzen Rock, die Oberministranten und Zeremonienmeister, schon ihren Einberufungsbefehl in der Tasche oder erwarteten ihn bald. Es war ja Krieg. Sie verschwanden plötzlich – zur Flak oder zur Front.

Wir Jüngeren erhielten, weit vor der Zeit, das Schiffchen oder das heißbegehrte Rauchfaß in die Hand gedrückt. Rätselhafterweise gab es noch immer irgendwo Holzkohlen und Weihrauch für die Maiandacht, das Hochamt, die Ewige Anbetung.

Der Jugendkaplan, in Freiburg Vikar genannt, spielte mit uns auf dem Pfarrhof Fußball, ohne die Soutane abzulegen – das machte ihm keiner so leicht nach. Auf seinem Zimmer hörten wir Schallplatten, damals noch eine Kostbarkeit: „O wie schön ist Deine Welt“ von Schubert, „Mondnacht“ von Schumann und einen ganzen Abend lang, zur Belohnung für das Richten des riesigen Adventskranzes, die „Pathétique“ von Tschairowskij. Aber der Vikar Ketterer erzählte uns auch von Heinrich Brüning und Ludwig Wolker, er schaltete kurzerhand den Professor Salis von Radio Beromünster ein (was streng verboten war), er erörterte die Kriegslage mit uns, sprach davon, wie es in Afrika, in Italien, in Rußland aussah.

Eine in sich geschlossene katholische Welt?

Ich hatte inzwischen den Chorraum mit der rückwärtigen Empore vertauscht und war Organist geworden (der richtige Organist war im Krieg). Die Orgel klang herrlich; manchmal freilich blieb der Strom aus, dann fiel der Ton in sich zusammen. Ich übte und übte, meine Hände und Füße glitten über

Manuale und Pedale, während ich im Spiegel den Altar und den Geistlichen suchte und die roten Punkte der Ministranten auf den Stufen. Ein Hochamt, eine Vesper mit fünf Psalmtönen, ein Requiem, gar mit einem unmusikalischen Zelebranten, der keinen Ton abnahm und keinen hielt – das war bei Gott nicht einfach, selbst im Krieg nicht!

Bald fand keine Schule mehr statt. Um so wichtiger waren die „Gruppenstunden“ in der Borromäusbibliothek der Pfarrgemeinde. Unser Gruppenführer hielt das kleine Häuflein mit Spielen, Geschichtenerzählen und Singen zusammen. Eins der Lieblingslieder war „Die Gedanken sind frei“. Aber wir beteten auch eifrig (niemand mußte uns dazu auffordern); wir lernten Texte von Guardini kennen (den „Kreuzweg“, das „Vaterunser“); wir versammelten uns regelmäßig zur „Gemeinschaftsmesse“ am Montagmorgen um 6.00 Uhr in der Mariahilfkapelle; wir machten kleine Fahrten, solange das noch möglich war, nach Muggenbrunn oder nach St. Peter im Schwarzwald, wo wir in einer „Hütte“ wohnten, Nachtwanderungen unternahmen und „Stampf“ kochten, mit abenteuerlichen Ingredienzen.

In diese kleine Pfarrfestung Maria-Hilf drang damals, gegen Ende des Krieges, nur wenig von draußen ein, was ungewiß und bedrohlich war. Die Insassen kannten einander. Sie verständigten sich mit Blicken und Zeichen. Freilich, auch Ausfälle aus Kirchenmauern wurden kaum mehr gewagt. Der letzte, an den ich mich erinnere, fand im Herbst 1944 statt, unmittelbar vor dem großen Luftangriff, der Freiburg in Schutt und Asche legte. Wir machten uns mit Kärtchen auf den Weg zu den Altersgenossen unseres Kommunionjahrgangs, forderten sie auf zu Kirchenbesuch, Beichte und Kommunionempfang. Erstaunlich viele kamen – willig, fast dankbar, als hätten sie nur auf unseren Besuch gewartet. Einzig die Mutter von Gerhard – sie war die Frau des Blockwarts – empfing uns an der Glastür mit rotem Gesicht und schrie: „Mein Sohn ist eine kämpferische Natur, er läuft nicht in die Kirche, er glaubt an den Führer!“

Dann war der Krieg zu Ende. Die Alarmsirenen verstummten. Es fielen keine Bomben mehr. Unsere Gruppenstunden gingen weiter. An einen Nachmittag im August 1945 erinnere ich mich, da kam unser Vikar aus dem Pfarrhaus herübergerannt und rief: „Die Amerikaner haben eine neue Bombe. Sie haben eine ganze Stadt in Japan zerstört.“ Wenige Tage später war der Zweite Weltkrieg endgültig vorbei. Ich zitterte sehr, denn eine meiner Schwestern lebte in Tokyo.

Eine rundum katholische Welt, so könnte man denken, in sich geschlossen, von keinem Zweifel angefochten. Ganz so war es freilich nicht. Denn in Freiburg gab es auch die Evangelischen. Sie begegneten mir früh – vor allem in der Schule. Es war eine Gemeinschaftsschule, in der, wie in Baden üblich, evangelische und katholische Schüler nebeneinander saßen; nur im Religionsunterricht waren sie getrennt. Man lernte

sich also zeitig kennen. Man war sich nicht fremd. Bis heute zähle ich viele meiner damaligen Mitschülerinnen und Mitschüler evangelischen Glaubens zu meinen Freunden und Bekannten. Ihnen verdanke ich den ersten Zugang zu jener anderen Welt, die Protestantismus heißt.

Die Protestanten waren freier in ihren Meinungen und Urteilen

Am Oberrhein waren solche Begegnungen leichter möglich als anderswo. Hier berührten sich nicht nur viele konfessionelle Prägungen und Besitzstände auf engem Raum – hier gab es auch immer wieder Bewegungen, die durch die Konfessionen hindurchgingen: Erasmus, die josephinische Aufklärung, Liberalismus und Demokratie. Gewiß waren Basel und Straßburg evangelische Städte, Freiburg eine katholische, gewiß erschallten auch in Baden die Kampfrufe der Konfessionalität und der Laizität, gewiß ist auch hier im 19. Jahrhundert der Kulturkampf geführt worden, manchmal sogar härter als anderswo. Aber schließlich setzte sich doch immer ein konfessioneller Irenismus durch: Man schämte sich einer allzulange und trotzig durchgehaltenen Unversöhnlichkeit. In den Anfängen des Großherzogtums Baden saßen Ignaz von Wessenberg und Johann Peter Hebel friedlich in der Ständekammer in Karlsruhe beisammen. Später verband die Gemeinschaftsschule Katholiken und Protestanten in Baden. Auch im Elsaß lebten Katholiken, Evangelische und Juden nebeneinander. Es ist kein Zufall, daß Albert Schweitzer, Augustin Bea, Karl Rahner, Otto Karrer und Eugen Biser aus dieser oberrheinischen Landschaft kommen.

Da waren nun also die Evangelischen – eine kleine Minderheit in der Volksschule, eine weit größere im Gymnasium. Wie waren sie? Fielen sie auf? Gab es Schwierigkeiten mit ihnen? Eine Schwierigkeit, so erinnere ich mich, gab es in der Tat. Unsere evangelischen Mitschüler waren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, durchweg besser situiert, sie waren „etwas Besseres“. Ihre Väter waren Universitätsprofessoren, Fabrikanten, Bankleute, während die Katholiken aus bäuerlichen, kleinbürgerlichen, bestenfalls mittelständischen Verhältnissen stammten. Die Evangelischen wohnten selten in Mietwohnungen. Sie hatten meist eigene Häuser. Bei Einladungen in diese ungewohnt feine Umgebung reagierten wir Katholiken manchmal störrisch und bockig – es war einfach das andere Milieu, der gehobene Lebensstil, die uns betroffen machten.

Unsere evangelischen Mitschüler, in der Schule ganz normal wie andere auch, schienen zu Hause etwas zu repräsentieren, was uns fremd war – eine spezifische Bürgerlichkeit. Bürger und Protestant – das war offenbar eine Einheit.

Leichter war es mit einer anderen Eigenschaft evangelischer Mitschüler, die sogar eine gewisse Anziehungskraft auf uns

Katholiken ausübte. Die Evangelischen, so schien es uns, waren freier. Sie bewegten sich ungezwungener, souveräner. Das mochte mit der erwähnten sozialen Stellung zusammenhängen. Sie waren freier in ihren Meinungen und Urteilen, ihren Sitten und Gewohnheiten, auch in ihren religiösen Bindungen und Zugehörigkeiten. Schon damals erschienen mir Protestanten, verglichen mit dem großen und geschlossenen, aber manchmal auch schwerfälligen katholischen Heerwurm, wie eine rasch und beweglich ausschwärmende Kavallerie – Individualisten, die in loser Tuchfühlung miteinander standen und doch, erstaunlich genug, zu gemeinsamen Zielen gelangten. Ohne Zweifel verfügten sie über gute Köpfe. Die Stäbe mußten wohlorganisiert sein.

Das Offizierkorps war hervorragend, mochte es auch gelegentlich an Truppen fehlen (bei den Katholiken war es eher umgekehrt). Kurzum, der einzelne, das Individuum, schien da eine andere Stellung zu haben als bei uns, man nahm sich mehr Rechte, mehr Freiheiten heraus. Ob dann alles, was die einzelnen taten, ob alle Ergebnisse ihres Handelns am Ende der evangelischen Kirche zuzurechnen waren, das war eine ganz andere Frage; aber sicher lag in dieser kecken Eigenverantwortlichkeit etwas, das wir als protestantisch empfanden – es faszinierte uns, auch dort, wo wir Zweifel hatten und nicht folgen mochten.

Noch ein Drittes ist mir aus jenen Jahren in Erinnerung geblieben – nämlich erste ökumenische Aktivitäten mitten im Krieg, im Dritten Reich. Ich sehe den evangelischen Pfarrer der Nachbargemeinde aus unserem Pfarrhaus kommen, höre unseren Pfarrer sagen, man habe gemeinsam um den Frieden und die Versöhnung zwischen den Kirchen gebetet – auch das Wort „Bekennende Kirche“ habe ich damals zum erstenmal gehört. Unser Pfarrvikar gab mir aus seiner Bibliothek die beiden Bände von Joseph Lortz mit, die damals Aufsehen erregten – mit diesem Bild Martin Luthers und der Reformation wuchs ich auf, ältere Phasen katholischer Polemik überspringend.

Mein Religionslehrer am Gymnasium, Nazigegner, nach dem 20. Juli 1944 verhaftet, schärfte in uns den Sinn für Unterscheidungslehren: Er betrieb Kontroverstheologie in einer Haltung des Respekts, der eindringenden Genauigkeit und Sorgfalt, die mir unvergeßlich ist. Übrigens stand er mit den „Freiburger Kreisen“, mit evangelischen Gelehrten wie Ritter, Dietze, Lampe in Verbindung. Von einer evangelischen Mitschülerin hörte ich zuerst den Namen Reinhold Schneider. Kurzum, die getrennten Kirchen schienen einander im gleichen Maße näherzukommen, in dem sich das Verhängnis des Krieges über unseren Köpfen zusammenzog. Gemeinsam standen katholische und evangelische Pfarrer im Kriegswinter 1944/45 in Freiburg vor den Gräbern der Bombenopfer – es waren Tausende. Wo lag der Sinn eines so unbegreiflichen Leides? Mußte er nicht Versöhnung heißen?

Erst verhältnismäßig spät lernte ich die Orthodoxen kennen. Gewiß, einzelne waren mir schon früh begegnet: so jener

nach Freiburg verschlagene russische Geistliche, der gegen Ende des Krieges unbedingt nach Berlin reisen wollte – gewiß ein vergebliches Beginnen – und dem ich nachts die Habe auf einem Leiterwagen an den Bahnhof zog; oder der Leiter des Russischen Chors an der Freiburger Universität, Alexander Kresling. In München lernte ich den Religionsphilosophen Fedor Stepun kennen, der aus der Orthodoxie kam, aber in seinen Emigrantenjahren im Westen zu ihrem Kritiker geworden war. In den sechziger Jahren nahm ich dann die zahlreichen orthodoxen Gemeinden in Deutschland genauer wahr, besuchte Gottesdienste, sprach mit Geistlichen, vertiefte mich in ostkirchliche Liturgien, Gebete und Gesänge. Reisen nach Griechenland, nach Rußland und Serbien schlossen sich an – doch die Begegnungen mit dortigen Gemeinden blieben zufällig und flüchtig. Ich nahm Anteil an der in Bayern besonders regen Ostkirchen-Forschung. Den Plan einer Orthodoxen Fakultät an der Münchner Universität unterstützte ich von Anfang an.

Aber erst der Zusammenbruch des Kommunismus 1989 und das Ende der Sowjetunion 1991 räumte die letzten äußeren und inneren Schranken beiseite. Als ich 1992 am Osterfest (nach lateinischer Zählung) in Kolomenskoje bei Moskau mit orthodoxen Christen Palmsonntag feierte – es waren vier Stunden Ewigkeit! – und als ich im Sommer 1996 in Begleitung eines Kiewer Kollegen mit einem Wachlicht in der Hand stundenlang durch die dunklen Gänge des Höhlenklosters wanderte, da hatte ich endlich das Gefühl, im Inneren der Orthodoxie angekommen zu sein. Inzwischen haben sich die Verbindungen zu orthodoxen Christen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa erweitert und verdichtet. An Ostern stehen auf meinem Schreibtisch die Grüße der Ostkirchen: Karten, bemalte Holzeier, Kirchenbilder – und immer wieder die Auferstehungs-Ikone: Christus beim Abstieg in das Reich des Todes, die Schlüssel und Ketten der Unterwelt zerbrechend.

Religion und Territorium blieben in Europa lange aufeinander bezogen

Ein riesiger, zerklüfteter, schwer überschaubarer Kontinent, das Christentum! Da sind die „drei Großen“ – Orthodoxie, Katholiken, Evangelische. Da ist die anglikanische Kirche, eine Weltkirche auch sie und zugleich ein wenig zwischen den Fronten – sie lehnte 1992 die Teilnahme an der Europäischen Evangelischen Versammlung in Budapest ab mit dem Argument, sie sei ebenso katholisch wie evangelisch und lege Wert auf beides. Da sind die vielen anderen Kirchen, angefangen von den Altorientalen, denen wir in Israel, im Libanon, in Ägypten und anderwärts im Nahen Osten (aber nicht nur da!) begegnen – ehrwürdig, weil sie zu den ältesten christlichen Kirchen gehören, aber weit weg vom lateinischen oder atlantischen Westen, daher für uns oft fremd in ihren Formen und Gewohnheiten und im Spezifischen ihrer Glau-

bensüberlieferungen: Wer stellt die richtigen Hinweisschilder auf, wer begreift das Eigene der Alexandriner, der chalcedonischen und nicht-chalcedonischen Kirchen, der ostsyrischen, armenischen, byzantinischen Tradition?

Und wer kennt die gar nicht so kleine Welt der Unierten in Mittel-, Ost- und Südosteuropa (und weiter westlich!) – eine Kirche, die oft zwischen allen Stühlen sitzt, abgelehnt von den Orthodoxen, beargwöhnt von vielen Lateinern, nach östlichem Ritus lebend, aber in Kommunion mit Rom – dennoch keine römischen, sondern eben griechische Katholiken. Nicht zu reden von den kaum zu zählenden kleineren christlichen Gemeinschaften in den USA und in der ganzen Welt, die sich bis in kleine und kleinste Gruppen verzweigen und verteilen – unzählige Kirchen-Adressen, viele Seiten füllend in jedem Telefonbuch einer nordamerikanischen Stadt. Auch sie gehören dazu, wir wollen über sie nicht hochmütig die Nase rümpfen – gerade von solchen Gemeinschaften kam nach dem Zweiten Weltkrieg viel Hilfe über den Ozean in das erschöpfte Europa.

Wo leben nun die Christen? In früheren Zeiten siedelten die Konfessionen meist in eigenen, voneinander abgegrenzten Räumen: es gab katholische, evangelische, orthodoxe Länder, Städte, Dörfer. Überschichtungen, räumliches Nebeneinander, ein ständiges Zusammenleben verschiedener Konfessionen war die Ausnahme. Daher betrachteten die Gläubigen wie auch ihre geistlichen Oberen „ihr“ Territorium vielfach als angestammten, ererbten, sorgfältig zu hütenden Besitz! Es stand niemandem anderen zu. Keine Angehörigen anderer Konfessionen hatten sich in diesem Gelände aufzuhalten und auszubreiten – und wenn es gar nicht anders ging, so hatten sie sich als Minderheit den Verhaltensregeln der Mehrheit anzupassen. Also keine eigenen Kirchen (allenfalls Gebetsräume); und wenn Kirchen, dann ohne Türme; und wenn Türme, dann ohne Glocken; und wenn alles, dann wenigstens außerhalb der Städte.

Man kann diesen Mechanismus an vielen Beispielen unserer Geschichte studieren, in evangelischen wie in katholischen Gebieten: Die evangelischen Friedenskirchen in Schlesien (zunächst außerhalb der Städte!) gehören ebenso dazu wie die zunächst verborgenen und versteckten katholischen Gebetshäuser im evangelischen Preußen seit dem späten 17. Jahrhundert. Nach den schlesischen Kriegen kann dann in Berlin die Hedwigskirche gebaut werden für die gewaltsam einverlebten katholischen Untertanen des Preußenkönigs; aber wie fremd wirkt der zugehörige, bis heute erhaltene Straßename „Hinter der Katholischen Kirche“ – ein Zeichen der Verstörung (so als begänne hinter der Kirche die Steppe oder das Polareis). Daß die Konfessionen in Deutschland sich seit der Reformation territorial und bürgerlich ausschlossen, gehört zu den Lasten unserer Geschichte. *Cuius regio eius religio* – das steht zwar nicht wörtlich im Augsburger Religionsfrieden, gibt aber die Richtung an, in

der man eine Lösung suchte – keine „ethnische Säuberung“ wie im 20. Jahrhundert, aber doch, nicht viel besser, die säuberliche territoriale Ausgrenzung der Konfessionen.

Aber auch außerhalb des feindlichen Nebeneinanders und der kriegerischen Auseinandersetzungen bleiben Religion und Territorium im Europa der Neuzeit lange Zeit eng aufeinander bezogen: sowohl in der östlichen Orthodoxie wie im westlichen und südlichen Katholizismus und in den protestantischen Gebieten des Westens, Nordens und Nordwestens. Das Modell territorial abgegrenzter Staatsreligionen und Staatskirchen lebt noch heute sichtbar fort in den Evangelischen Staatskirchen Skandinaviens (in Norwegen zum Beispiel ist die *Confessio Augustana* Teil der Verfassung!) sowie in der Church of England und der Church of Scotland. Die Katholische Kirche hat diese Hypothek in der Zeit nach 1945 gelöscht: Es gibt heute nirgends mehr auf der Welt ein Land mit katholischer Staatskirche oder Staatsreligion (die letzten waren Spanien und Italien). In der Orthodoxie dagegen ist das alte territorialkirchliche Erbe bis heute wirksam geblieben: Vor allem in der Russischen Föderation wird es gegenwärtig neu belebt durch die Lehre vom „kanonischen Territorium“, die verlangt, daß keine andere christliche Konfession dort sein darf, wo die Orthodoxie schon existiert.

Die Profile der Konfessionen werden undeutlicher

Diese Tendenz zur Beharrung, zur Bewahrung überlieferter Privilegien und Abgrenzungen ist freilich nicht die einzige in der heutigen Welt. Ihr widerstreitet eine ebenso mächtige, ja auf die Dauer wohl stärkere Tendenz zum Nebeneinander der Konfessionen, zu ihrer Annäherung, ihrer Vermischung, teilweise ihrer Auflösung. Historische Vorläufer dieser Tendenz waren die gemischt-konfessionellen Länder, voran die USA, später Großbritannien, die Niederlande, Deutschland. Während dieser Prozeß im 19. Jahrhundert langsam vor sich ging, hat er sich im 20. Jahrhundert erheblich beschleunigt und verbreitert. Man denke nur – um ein naheliegendes Beispiel zu wählen – an die große Flucht-, Vertreibungs- und Wanderungsbewegung 1944–47, in deren Folge sich in Deutschland die alten abgegrenzten Konfessionsgebiete auflösten, Städte wie München beachtliche evangelische Minderheiten aufnahmen (und Nürnberg und Stuttgart katholische Minderheiten). Man kann von dieser Zeit das Ende des *Cuius regio eius religio* datieren. Die weitgehende Entkonfessionalisierung des öffentlichen Schulwesens zu Ende der Sechzigerjahre war die mittelbare Folge.

Heute treiben die europäische Integration, die Migrationsbewegungen von Ost nach West und von Süd nach Nord den Prozeß konfessioneller Mischung in Europa voran. Die Globalisierung verleiht ihm zusätzliche Schubkraft. Kurzum, die alten konfessionellen Reservate sind dabei, sich aufzulösen.

Die Versuche, diesen Trend gesetzlich zu hemmen – wie gegenwärtig in Rußland – werden nach meiner Meinung auf die Dauer erfolglos bleiben. An die Stelle eines blockhaften Nebeneinanders der Konfessionen wird im künftigen Europa mehr und mehr die individuelle Koexistenz von Christen verschiedener Bekenntnisse treten.

Das bringt auch Verluste mit sich, schon in der Gegenwart, aber noch mehr in der Zukunft: Die Profile der Konfessionen werden undeutlicher; viele Einzelne, herausgenommen aus der Selbstverständlichkeit eines Glaubens, in den man hineingeboren wird und den man „vor Ort“ unter seinesgleichen praktiziert, werden den Schritt zu bewußter Entscheidung, zu persönlicher Glaubens-Dezision nicht schaffen und deshalb den Kirchen verloren gehen. Das unübersehbare Nebeneinander, ja Ineinander differenter christlicher Glaubensvollzüge kann Neugier auf den anderen wecken, aber auch Verwirrung stiften und Selbstzweifel auslösen. Führt der Weg der christlichen Konfessionen von der säuberlichen Trennung zur undeutlichen Fusion? Oder ist das Aufeinanderrücken, Miteinanderhausen eine Chance, nach dem konfessionell Trennenden nun das Gemeinsam-Christliche zu entdecken?

Die ökumenische Bewegung ist gegenwärtig in einem Zustand der Fraglichkeit, Ambivalenz, Labilität. Hoffnungen und Ängste angesichts der Zukunft halten sich die Waage. Die Reaktion der großen Kirchen auf den Fall der Mauern vor zehn Jahren zeigt diesen Zustand deutlich an. Es kam im nicht mehr gespaltenen, im wiedervereinigten Europa nicht zu der gemeinsamen ökumenischen Beratung, die viele erwartet hatten. Statt dessen reagierten die drei christlichen Kirchen auf das Ende der langen „Babylonischen Gefangenschaft“ im Kommunismus mit getrennten Versammlungen. Den Auftakt machte die katholische Kirche mit der römischen Bischofssynode im November/Dezember 1991 – der ersten Versammlung der Bischofskonferenzen eines ganzen Kontinents. Sie stellte drei Themen in den Mittelpunkt: die Befreiung Osteuropas, den Dialog mit der säkularen Kultur und die Neuevangelisierung Europas. Nicht minder eindrucksvoll war, im März 1992, die Europäische Evangelische Versammlung in Budapest – das erste europäische Protestantentreffen seit der Reformation. Die Evangelischen setzten andere Akzente als die römische Synode, sie erinnerten an das doppelte geschichtliche Erbe des Protestantismus – die Reformation und die Aufklärung, an die Spannung zwischen Kirche und Welt, Glauben und Vernunft.

Im gleichen Monat zog das Panorthodoxe Treffen im Phanar in Istanbul eine eher pessimistische Bilanz – die neue Lage wurde vor allem als Bedrohung für die Orthodoxie erfahren. Schon vorher hatten die orthodoxen Kirchen Rußlands, Serbiens, Rumäniens, Bulgariens und Griechenlands eine Einladung zur römischen Bischofssynode zurückgewiesen. In der Folgezeit zogen sich viele orthodoxe Kirchen in einen aus erbtem Patriotismus und Abneigung gegen den Westen ge-

Die „Heiligen Jahre“ in Rom von 1300 bis 2000



Desmond O'Grady

Alle Jubeljahre

DIE »HEILIGEN JAHRE«
IN ROM VON 1300 BIS 2000

NEU

Herder

Desmond O'Grady

Alle Jubeljahre

Die „Heiligen Jahre“ in Rom
von 1300 bis 2000

Aus dem Englischen von Radbert Kohlhaas
256 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag

DM 48,- / öS 350,- / SFr 46,-

ISBN 3-451-26744-6

Zum ersten Mal fallen in der Ewigen Stadt drei Mega-Ereignisse zusammen: ein Heiliges Jahr, die Zweitausendjahrfeier des Christentums und eine Jahrtausendwende.

Desmond O'Grady beschreibt, woher die Tradition der Heiligen Jahre kommt, was sie bedeutet, warum sie so besonders ist, wie sie das Gesicht der Stadt Rom verändert hat, wie die bisherigen 26 Heiligen Jahre im Lauf der Jahrhunderte gestaltet wurden und wovon das Heilige Jahr 2000, das Jubiläum der Christenheit, geprägt sein wird.

HERDER

Erhältlich in jeder Buchhandlung oder bei:

D+A: Freiburger BuchVersand

Habsburgerstraße 116, 79104 Freiburg

CH: Herder AG Basel, Postfach, CH-4133 Pratteln 1

mischten ostkirchlichen Regionalismus zurück. Auch evangelische Stimmen warnten: Man könne eine Neuevangelisierung Europas nicht ohne vorherige ökumenische Verständigung beginnen.

So schuf der Fall der Mauern in Europa zwar freies Geleit für Religion und Kirchen; zugleich aber löste er innerhalb der Kirchen eine neue Suche nach Identität, Erkennbarkeit, konfessionsspezifischer Eigenheit aus, welche die bisher geübte ökumenische Praxis vor neue Probleme stellte. Gewiß, im Westen ging die ökumenische Annäherung zwischen Katholiken und Protestanten nach einigem Zögern weiter – sichtbarstes Zeichen war die Vorlage der Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre im Januar 1997 (über deren endgültige Annahme freilich zur Stunde noch nicht entschieden ist!) Im Osten dagegen entstanden neue Trennungslinien und Konfliktfelder – nicht nur zwischen Orthodoxie und Katholiken, sondern neuerdings auch zwischen Orthodoxie und Evangelischen. Mehr und mehr wird deutlich, wie untrennbar die orthodoxen Kirchen mit Nationen und Völkern und ihrem Schicksal verbunden sind, wie rasch alle ökumenischen Bemühungen an politisch-kulturelle Schranken stoßen. Verständigung ist hier keineswegs nur ein Problem der Theologie. So hat die orthodoxe Tradition für Rechtfertigung noch nicht einmal ein eigenes Wort. Wer mit orthodoxen Kirchen sprechen will, muß ihre ganze Lebenswelt verstehen und im Blick haben – er muß sich vor allem darüber Rechenschaft geben, daß es den verselbständigten, manchmal geradezu freischwebenden theologischen Diskurs der westlichen Christenheit in den Ostkirchen nicht gibt.

Offenes Gespräch in christlichem Freimut

Man wird realistischerweise damit rechnen müssen, daß dieser Zustand noch einige Zeit anhält. Es hat keinen Sinn, Gemeinsamkeiten zu beschwören, die im Augenblick (noch) nicht vorhanden sind, die in einem schmerzhaften Prozeß erst wachsen müssen. Im Augenblick wäre schon viel gewonnen, wenn die ärgsten und beschämendsten Wunden Europas und der europäischen Kirchen geheilt werden könnten: die offene Parteinahme religiöser Gruppen für Aggression und „ethnische Säuberungen“ im ehemaligen Jugoslawien; das mangelnde Verständnis der Orthodoxie (aber auch einiger Gruppen lateinischer Christen!) für die Unierten; das weitgehende Stagnieren der Verständigung zwischen den christlichen Kirchen über zentrale Begriffe der Evangelisierung, der Mission, des christlichen Weltauftrags; endlich das Auseinanderklaffen der Vorstellungen darüber, wie mit der totalitären Erblast der vergangenen Jahrzehnte innerhalb und außerhalb der Kirchen umgegangen werden soll.

Das Christentum entdecken – was kann das heißen für einen Empiriker, Historiker, Interpreten (und Nicht-Theologen!)?

Was heißt es für mich in meiner wissenschaftlichen und praktischen Arbeit? Man könnte die Antwort in einem Satz zusammenfassen: Auf der Suche nach dem Christentum entdeckte ich die Christen verschiedener Konfessionen. Ich entdeckte die Konfessionen in ihrer neuzeitlichen, scharf abgegrenzten Gestalt – und spürte bald, daß sie, als einzelne, sich nicht genügen konnten. Es ist ein Paradox: *ohne* die Konfessionen, *ohne* ihre konkrete Glaubens- und Lebenswelt kann man das Christentum kaum beschreiben – es wird sonst leicht zu einer theoretischen Abstraktion. Bleibt man aber dabei stehen, kann es sein, daß man am Ende nur ein sehr irdisches Sozialgebilde in Händen hält – nicht jene vom pfingstlichen Geist ergriffene Gemeinschaft, die wir Kirche nennen.

Daher geht mir seit Jahren der Gedanke einer *Perspektivik der Konfessionen* im Kopf herum. Ich meine damit nicht die Wunschvorstellung einer „dritten Konfession“ oder gar die Auflösung des Christentums in Philanthropie und weltlichen Aktivismus. Ich meine etwas sehr Handfestes und Konkretes, nämlich den Blick über die eigenen Grenzen hinaus – mit entsprechenden Konsequenzen für Denken und Tun. Christen – im konkreten Fall einer Konfession zugehörig – sollten erstens stets den anderen (mit)sehen; sie sollten sich zweitens wechselseitig so zu sehen versuchen, wie sie der andere sieht; und sie sollten drittens aus dieser Perspektivik heraus in christlichem Freimut in ein offenes und kritisch-klärendes Gespräch eintreten.

Die erste Forderung – den anderen sehen – ist in der globalisierten Welt von heute wohl am leichtesten zu erfüllen. Längst sind die Grenzen geöffnet, auch zwischen den lange verfeindeten Konfessionen: Beispiele christlichen Lebens und Leidens werden allen oder doch vielen zugänglich, von Martin Luther King bis zu Mutter Teresa, von den Märtyrern totalitärer Gewalt in unserem Jahrhundert bis zu den Verschwundenen in Lateinamerika, und den Opfern von Kriegen und Bürgerkriegen. Aber man muß nicht nur an heroische Beispiele denken. Auch der Alltag der Christen in den verschiedenen Konfessionen ist interessant und wichtig genug. Und ist es nicht letzten Endes die konkrete orthodoxe, katholische, evangelische Gemeinde, die wir kennen lernen wollen: ihr Glaubensbekenntnis, ihre Liturgie, ihre soziale Gestalt, ihre Gebete, ihre Ausdrucksformen? Wir sollten unsere Neugier auf den anderen richten und nicht ruhen, bis wir ihn besser kennen – bis sich Phantome in Einsichten, Zerrbilder in Realitäten, Gerüchte in nachprüfbarere Tatsachen verwandelt haben. Wir sollten ein waches Gefühl entwickeln für unsere höchsteigene Unvollständigkeit. Denn wenn irgendwo, so liegt im Christentum das Wahre im Ganzen, im (mit dem alten Wort) Katholischen. Häresien sind dagegen im Wortsinn „Herausnahmen“ aus der ganzen Wahrheit – ein Sich-Begnügen mit dem Teil.

Viel schwerer schon ist das zweite: in die Haut des anderen zu schlüpfen, ihn so zu sehen, wie *er* einen sieht. Darin steckt

eine Perspektivik, die über das Heute, über die Gegenwart weit hinausgeht. Die ganze Kirchen- und Christentumsgeschichte kommt – in gegensätzlicher Beleuchtung – in den Blick.

Zunächst erschrecken wir und wehren ab, wenn orthodoxe Christen uns vorhalten (und zwar Katholiken, Anglikaner und Protestanten gemeinsam!), wir hätten seit dem 9. Jahrhundert den Boden der Rechtgläubigkeit verlassen, den die ökumenischen Konzilien der alten Kirche bereitet hätten – wir hätten eine Fülle von Irrtümern hervorgebracht und sollten deshalb schleunigst zurückkehren zur Theologie der Väterzeit. Extreme Meinungen wird man zurechtrücken müssen. Doch der allgemeine Vorwurf, der dahintersteckt – ist darin nicht ein Korn Wahrheit? Haben die westlichen Kirchen (und vor allem ihre Theologen!) nicht tatsächlich oft Geheimnis und Frömmigkeit zurücktreten lassen zugunsten einer Haltung des Wissen-wollens, der feststellenden, auf Abschluß zielenden Positivierung?

Umgekehrt mag es für eine Orthodoxie, die sich auf den Weg der Reform und Selbstkritik macht, von Nutzen sein, zu wissen, wie „der Westen“ sie sieht: als eine Kirche mit einem glühenden Kern von Frömmigkeit und Glauben, aber wenig sozialem Umfeld drumherum: keine Diakonie, kein Natur- und Kirchenrecht, keine Autonomie gegenüber den politischen Gewalten – ist das nicht, so fragen manche, eine Kirche *vor* der Aufklärung, ja *vor* dem Investiturstreit?

Umgekehrt können orthodoxe Christen mit Recht feststellen, daß die Kirchen im Westen sehr viel „Drumherum“, sehr viel Wälle und Vorwerke aufweisen, daß sie oft zu Mammutorganisationen, zu regelrechten Sozialkonzernen geworden sind; aber wo ist das Innere, wo ist der glühende Kern? Auch zwischen Lutheranern, Reformierten, Anglikanern, Katholiken gibt es solchen Richtungs-Streit im Wortsinn. Sagen die einen: „Ihr seid stehengeblieben!“, erwidern die anderen: „Ihr löst euch in der Gesellschaft auf“. Es ist gut, solche Perspektiv-Urteile, so widersprüchlich sie sind, anzuhören und auszuhalten; nur wenn man sie kennt, begreift man den anderen wirklich.

Das geht bis in die Aktualität, bis in konkrete politische Auseinandersetzungen hinein. Der Kosovo-Konflikt (und vorher schon der Bosnien-Konflikt) ist gewiß eine Frage, die mit der Geltung der Menschenrechte in der heutigen Welt, notfalls auch gegen die Anmaßung eines sich souverän gebärdenden Staates, zu tun hat. Aber ist er nicht auch eine Auseinandersetzung zwischen Religionen und Kulturen – zwischen orthodox, katholisch, islamisch, zwischen kyrillisch und lateinisch? Ich sage das nicht in der Absicht, Konflikte für unausweichlich (oder gar für unlösbar) zu erklären, wenn religiöse und kulturelle Aspekte mitschwingen. Das wäre ein unverantwortlicher Determinismus. Aber daß die vielen Seiten dieses Konflikts von Anfang an wenig gesehen wurden – und bis heute wenig gesehen werden –, das wird man kaum bestreiten können.

Ich erinnere mich beim immer wieder anzutreffenden (oft erschreckenden!) Schulterschuß zwischen geistlichen und weltlichen Autoritäten in der Orthodoxie nicht nur an die alte justinianische „Symphonia“ als Prinzip des östlichen Kirchenrechts, nicht nur an die Staatsabhängigkeit autokephaler Kirchen – ich erinnere mich, viele Jahre zurück – an einen Vortrag Erik Petersons in Freiburg über die „Völkerengel“. Dieses Theologoumenon der christlichen Früh- und Väterzeit ist im Westen längst zur Folklore verblaßt (der „deutsche Michel“ ist ein Rest davon!); im Osten gilt es nach wie vor. Manches Erschreckende in Hirtenbriefen orthodoxer geistlicher Obrigkeiten erklärt sich aus dieser Auffassung. Wenn die Engel im Himmel im Streit der Völker Partei ergreifen und in ihren Schlachten mitkämpfen, werden Konfliktlösungen nicht eben leichter. Politik ist in der Orthodoxie nicht wie im Luthertum (und inzwischen auch im Katholizismus) ein „weltlich Ding“.

Ökumene liegt in der Mitte des Bekenntnisses selbst

So hieße also alles verstehen auch alles verzeihen? Mitnichten. Denn nach der geforderten Weitung des Blicks (im Hinblick auf das Ganze) und dem Ernstmachen mit den Fremdperspektiven (im Interesse besserer Verständigung) muß nun die Auseinandersetzung, der Streit darüber beginnen, was christlich geboten ist – ein Streit, dem auch das ökumenische Gespräch nicht ausweichen kann. Dabei geht es um einfache, aber in praxi schwer zu lösende Fragen: Wo bringt das Konfessionell-Eigene ein spezifisches, anderswo nicht vorhandenes Charisma zum Leuchten – und wo verdunkelt es den gemeinsamen Glauben, die gemeinsame *Communio*? Wo müssen Barrikaden abgerissen und wo können Brücken gebaut werden?

Die ökumenische Bewegung hat mannigfache Wege und Formen des Gesprächs, der Kontroverse, der Verständigung entwickelt – dankbar sei an dieser Stelle an Namen wie Augustin Bea, Karl Rahner, Heinrich Fries, Karl Lehmann und Wolfhart Pannenberg gedacht, die alle schon an diesem Ort das Wort ergriffen haben. Ich habe ihren Verdiensten und Erfahrungen kaum etwas hinzuzufügen – es sei denn die bescheidene Einsicht, daß ökumenische Brückenschläge (vor allem nach Osten hin) über den theologischen Diskurs weit hinausreichen, weil die christliche Existenz in viele Bereiche des Lebens einschlägt und Christ und Bürger eine Einheit bilden. Maßstab des ökumenischen Gesprächs muß immer die Beziehung zu Christus sein. Das lehrt uns die Kirchengeschichte auf Schritt und Tritt. Daß Jesus für die, die an ihn glaubten und ihm nachfolgten, der Christus war (also der Gesalbte, der Messias) – das konstituierte das Selbstverständnis der christlichen Gemeinschaft. Daher ist es berechtigt, in Jesus Christus „den eigentlichen, letzten und allgemein akzeptierten Bestimmungsgrund des Christentums“ zu erblicken

(Max Seckler). Bis heute ist die uneinige Christenheit nur in einem eins: im Namen Christi. Sie kann den Inhalt des Christentums nicht in gleichen Worten aussagen – nicht mit einer einzigen Stimme darlegen. Sie kann nur auf Jesus Christus als den Ursprung und Lebensgrund des Christentums verweisen. Das ist freilich kein ekklesiologisches Minimum, keine Notlösung, die man mangels besserer Lösungen in Kauf nehmen muß; vielmehr enthält der Bezug auf Christus die Fülle aller möglichen Bestimmungen des Christentums. Jesus Christus ist für alle Christen der Welt die letzte, nicht mehr überholbare Antwort – auch dann, wenn diese seinem Anruf nur annäherungsweise und unzulänglich gerecht werden.

Es ist etwas Neues und Positives, wenn man heute im ökumenischen Gespräch nicht mehr so sehr die fremden Defizite betrachtet und addiert, sondern die eigenen – und wenn man umgekehrt auch Fremdheiten, Andersheiten, Widerständiges und Schwieriges in die eigene Bilanz zu integrieren sucht. Dahinter steht die Einsicht, daß Christentum als Nachfolge Jesu faktisch unausschöpfbar ist und daß die von Kierkegaard geforderte „Gleichzeitigkeit mit Christus“ soviel Ge-

staltungsmöglichkeiten, soviel persönliche und individuelle Varianten aufweist, wie es Christen gibt. Nicht um einen Ökumenismus des kleinsten gemeinsamen Nenners und des geringsten Widerstands wird es in den nächsten Jahren gehen, sondern um die Bemühung, den anderen in seiner vollen Gestalt und Unverwechselbarkeit zu sehen und anzunehmen – auch das Sperrige und Schwierige an ihm. Nur das unverkürzt Evangelische (Katholische, Orthodoxe) kann wirklich in den Dialog eingehen. Ökumene liegt nicht in der Mitte zwischen den Konfessionen, sondern in der Mitte des Bekenntnisses selbst. Und so müssen wir alle – wollen wir wirklich Christen sein – katholischer, evangelischer, rechtgläubiger werden.

Das muß uns einerseits bescheiden machen; denn vor dem Einen, der unser Meister ist, ist unser Christsein nur ein ärmliches Fragment. Aber es kann uns auch ermutigen; denn aus vielen Fragmenten kann ein Ganzes werden – ein Abbild der Einen Kirche in der uneinigen Christenheit. Gebe Gott, daß es uns gelinge, hin und wieder etwas von diesem Ganzen sichtbar werden zu lassen, und sei es nur für Augenblicke. Dann hätten wir entdeckt, was das ist: Christentum. *Hans Maier*

Entschlossenheit zur Freiheit

Erklärung des ZdK zum 50. Jahrestag des Grundgesetzes

Das Grundgesetz als zentralen Grundwert der politischen Existenz des deutschen Volkes zu achten, zu pflegen und zu verlebendigen, appelliert das Zentralkomitee der deutschen Katholiken in einer Würdigung aus Anlaß des 50. Jahrestages seiner Verabschiedung. Wir dokumentieren die Ende April von der Vollversammlung verabschiedeten Erklärung, in der das ZdK auch die besondere Verantwortung der Christen für den Schutz der rechtsstaatlichen Demokratie unterstreicht.

Der 50. Jahrestag der Verabschiedung des Grundgesetzes ist für die deutschen Katholiken Anlaß, in Dankbarkeit auf fünf Jahrzehnte rechtsstaatlich verfaßter, freiheitlich orientierter, sozial befriedeter und demokratisch gelungener Staatlichkeit zurückzublicken. Wir können gestützt auf diese Erfahrungen zuversichtlich der Zukunft unserer Nation in der Gemeinschaft der europäischen Völker entgegenblicken. Das Grundgesetz hat sich als rechtliche Grundlage des deutschen Staates nach dem Ende der Nazi-Diktatur bewährt. Wie keine andere deutsche Verfassung vorher verfügt es über verbreitete und ungebrochene Popularität, ist wahrhaft zu einer „Verfassung des Volkes“ geworden. Es hat die zweite deutsche Republik geprägt, ihren wirtschaftlichen Aufstieg begleitet und den Weg zur Einheit des deutschen Volkes 40 Jahre lang offengehalten. Der Kampf der Bürgerinnen und Bürger gegen das Unrechts-

system in der früheren DDR hat uns vor Augen geführt, welchen unschätzbaren Wert das Grundgesetz für alle hat, die in Freiheit und unter demokratischen und rechtsstaatlichen Bedingungen leben wollen. Das Aufbegehren der Bürgerinnen und Bürger ist zu einem Lehrstück für alle geworden, die sich in der alten Bundesrepublik wegen der Mühsal der Politik unter freiheitlichen Bedingungen schon von Politikverdrossenheit und Demokratiemüdigkeit hatten anstecken lassen.

Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß sich die Zustimmung zum Grundgesetz in den alten Bundesländern parallel mit einer aufsteigenden Entwicklung von Wohlstand und Vollbeschäftigung sowie sozialer Sicherheit entwickelte. Den Bürgerinnen und Bürgern in den neuen Bundesländern wird abverlangt, trotz Arbeitsplatzabbau und gewaltigen Umstel-